

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Aber, lieber Freund, was habe ich denn verbrochen, daß Sie mich so strafend ansehen, als ob ich ganz etwas Ungehörlisches begangen hätte? Es ist doch nun einmal so, daß —“

„Ja, es ist einmal so — leider —“ unterbrach ihn Wolf. „es liegt mir fern, mich als Eitlenrichter aufspielen zu wollen — mag jeder treiben, was er will — mir ist's gleich. Aber wenn mir zugemutet wird, solch eine holde junge Mädchenblume zu knicken, nein, nein! Das hab' ich niemals verzeihen können, wenn einer dazu gewissenlos genug ist! Eine Beilang mag solch Verhältnis wohl dauern — aber wenn die Ernüchterung eintritt, was dann? Meistens ist doch ein solches Wesen dann moralisch verderbt, daß es kein Zurück mehr für es gibt und es der anständigen Gesellschaft verloren ist!“

„Ach, Sie sehen ja viel zu schwarz! — So ganz unrecht kann ich Ihnen indes nicht geben, wenn ich bedenke —“ entgegnete Strachwitz sinnend. „ich glaube, wenn man über das, was man zu tun vor hat, mehr nachdächte und sich die Folgen vorstellte, würde manches Unrecht unterbleiben! — Aber wozu grübeln! Das ist das Vorrecht des Alters — warum sich dadurch seine schöne Jugendzeit verbittern! Wir können es doch nicht ändern! — Leben und leben lassen, das ist meine Devise! Gehen Sie, Gato — Sie sind ein rechter Grillenfänger.“ Das sagte er wieder in seinem früheren übermütigen Tone.

„Nein, Strachwitz, das bin ich durchaus nicht! Früher war ich sogar ein ziemlich toller Junge — aber die Verhältnisse haben es so mit sich gebracht, daß ich ernst wurde! Ein solches Unrecht wie das, wovon wir vorhin sprachen, habe ich mir aber niemals zu schulden kommen lassen! Vielleicht kennen Sie auch das Heine'sche Gedicht: Daß eine Jungfrau nie verführt mit Schmeichelwort und Rederei usw. Deine ist sonst gar nicht mein Geschmac — na — kurzum, Strachwitz, Sie sollen mich nicht für einen Griesgram halten, wenn ich auch jetzt etwas ernster denke als Sie! Damals bei den 12. Husaren hätten Sie mich sehen sollen —“

„Mensch, Sie waren bei den 12. Husaren? Das weiß ich ja gar nicht! Sagen Sie mir nur um alles in der Welt, was Sie dann hierher verschlagen hat?“

Strachwitz hielt plötzlich inne, da er fühlte, daß er etwas taktlos mit dieser Frage gewesen war. Wolfsburg sah ihn groß und ruhig an, als er mit wehmütigem Lächeln sagte: „Die Verhältnisse, lieber Freund, die ich vorhin schon berührte. Vielleicht ein andermal darüber! Und dann mit dem kleinen Mädel — nicht wahr?“ — Er stockte, suchte offenbar nach Worten, doch Strachwitz kam ihm zuvor. Er drückte ihm warm die Hand, „ich verstehe, Wolfsburg,“ sagte

er herzlich, „es wäre auch schade um so etwas Süßes, Goldes!“

Am anderen Tage, gerade in der Mittagsstunde, ging Wolfsburg über den Rolandsplatz. Wie zufällig blieb er vor dem geschmackvoll dekorierten Schaufenster von Frau Gündel stehen und bemühte sich einen Blick in den Laden zu werfen. Gantierten dort nicht ein Paar weiße, zarte Hände? — Sah er nicht ein süßes Mädchen Gesicht sich eifrig über einen Karton, gefüllt mit bunten Bändern, neigen? Das war aber alles so flüchtig — vielleicht gar nur ein Spiel seiner Einbildungskraft. — Hastig ging er weiter; doch nach ein paar Minuten konnte er es sich nicht versagen, in der Hoffnung umzukehren, das holde Geschöpf zu sehen. Er hatte auch Glück; nicht weit vom Gündel'schen Geschäft begegnete sie ihm. Schon von weitem hatte er ihre gazellenschlanke, reizende Gestalt erspäht; er bemerkte, wie das junge Mädchen bei seinem Anblick etwas stuchte und wie sich eine dunkle Blutwelle über ihr Antlitz ergoß, als sie einander vorübergingen. Nach einer kleinen Weile wandte er sich um und sah sie an einem Schaufenster stehen und ihm ebenfalls nachblicken.

Am nächsten Tag begegneten sie sich wieder, ebenso an den darauffolgenden Tagen. Es war kein Zufall mehr, sondern er suchte dieses Zusammentreffen, und an ihrem jedesmaligen Errotten sah er, daß auch sie Interesse für ihn hatte. Er fühlte, daß er von diesem Mädchen, noch ehe er es recht kannte, nicht mehr los kommen konnte! Wo hin sollte das aber führen — wie enden? Mit einer Heirat? Unmöglich — er, der Träger eines alten angesehenen Namens, Offizier — und sie eine kleine Buchmacherin, die nichts als den allerdings ungewöhnlichen Liebreiz ihrer Person in die Wagschale zu werfen hatte! Tagelang grübelte und sann er, was tun — wenn er das Mädchen nur erst einmal gesprochen hätte! Wie sollte er sich aber nähern? Und wenn — dann mußte er sich doch auch klar sein, was er eigentlich wollte! Er konnte ihr doch nicht gleich einen Heiratsantrag machen — da stand zu viel für ihn auf dem Spiel; mußte er doch dann dem geliebten Soldatenhande Valet sagen, er, der mit Leib und Seele seinem Könige diene. Und würde schließlich der Gewinn dieses Opfer lohnen?

Strachwitz beobachtete ihn unangefeselt; ihm fiel der Wechsel in Wolfs Wesen auf — früher von vornehmer sicherer Ruhe — jetzt eine unstillige Hast; es mußte etwas Zwingendes, Mächtiges sein, das den geliebten Freund so bewegte. Nicht länger vermochte er die Rolle eines stillen Beobachters zu spielen, und so suchte er den Freund denn eines Abends in der Wohnung auf. Wolfsburg lag grübelnd auf dem Divan, als ihm Strachwitz gemeldet wurde. „Ah, willkommen,“ rief er aufspringend, „welcher gute Geist führt Sie bei dem Hundewetter zu mir?“

„Ihr guter Geist, Wolfschen,“ entgegnete er bedeutungsvoll, „na, ich will mich aber erst mal verpusten — die zwei Treppen hier herauf — puh — wie kann man überhaupt zwei Treppen hoch wohnen! 'nen Kognat? Ja, den nehme

„Ist Profit!“ Er leerte das bargereichte Glas auf einen Zug, „ah, das tut gut bei der Maikühle draußen!“

„Zigarre gefällig?“

„Danke, ja — Sie wissen, meine Sorte!“

„Biel Auswahl habe ich nicht —“

„Na ja, wer solch Sonntagsraucher ist, wie Sie —“ er brannte sich die Zigarre an und blies den Rauch in kunstgerechten Ringeln von sich, während er sich behaglich im Schauelsstuhl wiegte, „so, nun ist's gemüthlich — Donnerwetter, ich weiß nicht, woran das liegt, bei Ihnen, Wölfschen, fühle ich mich immer am wohlsten.“

„So, das freut mich; dann kommen Sie nur recht oft; ich sehe Sie am liebsten bei mir, Strachwitz, weil Sie ein guter Kerl sind,“ sagte Wolf herzlich.

„Wirklich, Wölfschen? Das freut mich ganz unbändig, wenn Sie das sagen. Auf das, was die anderen sagen, pfeife ich. Da sind so ein paar, wissen Sie, die drei, die da unten immer am Tische sitzen — weiß Gott, die Kerls sind mir zuwider mit ihrer scheinheiligen Bisage — die Pfennigsucher, die einem das bißchen Geld nicht gönnen, das man mehr hat als sie!“ In seiner Erregung setzte er den Schauelsstuhl in immer heftigere Bewegung.

„Nur langsam,“ lächelte Wolf, „ich habe ja auch nichts! — Lassen Sie die Kerle nur in Ruhe; mir sind sie auch nicht sonderlich sympathisch, hauptsächlich der Brenner —“

„— na, das beruht ja auf Gegenseitigkeit; der wünschte Sie auch am liebsten dahin, wo der Pfeffer wächst! Denn nach seiner Ansicht sind nur Sie ihm bei der Ulrich ins Gehege gekommen — das Mäd'el ist ja ganz verrückt nach Ihnen —“

„Lassen Sie das doch, Strachwitz! Sagen Sie lieber, was Sie trinken wollen — Pilsener oder einen leichteren Rosel — ich habe da eine ganz vorzügliche Sorte —“

„— nee, lieber Pilsener, wenn es Ihnen egal ist!“ Nachdem der Bursche das Gewünschte gebracht und sich wieder entfernt hatte, stärkte sich Strachwitz durch einen kräftigen Schluck; dann fuhr er fort, hartnädig am vorigen Thema festhaltend:

„Na, leugnen können Sie doch nicht, daß die Ulrich in Sie ganz gehörig verschossen ist — schön ist's schon nicht mehr, wie sie Ihnen nachrennt. Sie soll gesagt haben — ich muß ihn haben — ich muß — koste es, was es wolle. Was sagen Sie dazu? Verrückt, was? Zwar eine gute Partie ist sie, Moos ist genug da, ein hübsches Mäd'el ist sie auch, für meinen Geschmack allerdings zu mässig, ich liebe das Knüttige, Gratzlöse, kurz, eine Figur, wie sie die kleine Winters hat, zierlich und doch voll — das so nebenbei, also Fräulein Ulrich, wenn sie auch ein bißchen dick ist — hier ist's ebenfalls,“ er machte dabei die Gebärde des Geldzählens — „tun Sie ihr doch den Gefallen, sie zu heiraten, es wäre gar nicht so übel,“ und beobachtend sah er den Freund an.

„Nein,“ lautete dessen fast schroffe Antwort.

„Warum nicht?“

„Weil ich mich erstens niemals ums Geld verheiraten würde und zweitens, weil ich dies eitle, oberflächliche Geschöpf niemals lieben kann — ohne Liebe heiraten, nein — lieber als Junggeselle mein Leben beschließen!“

„Wissen Sie auch, Wölfschen, daß dieses starke Protestieren gegen die schöne Gabriele mich lebhaft auf etwas anderes bringt?“ Strachwitz stand auf und stellte sich dicht vor ihn, seine Hand auf Wolfs Schulter legend. Dieser zuckte etwas unter dem forschenden Blick zusammen und sagte unmutig:

„Sie sind nicht geschickt!“

„Darauf bringt es mich,“ fuhr Strachwitz fort, den Einwurf gar nicht beachtend, „darauf, daß Sie eine andere gerne haben, und ich weiß auch, wen: jenes kleine süße Vadenmäd'el, das Sie schon seit acht Tagen anschnachten —“

„Strachwitz, wer gab Ihnen das Recht, mir nachzuspionieren?“ rief Wolf aus, dunkelrot werdend. Er sprang auf und durchmaß heftig das Zimmer. „Das ist nicht hübsch von Ihnen, das ist —“

„Sachte, sachte, ich weiß, was ich weiß und meine es nur gut! Was haben Sie denn von dem Anhimmeln? Wenn Ihnen das Mäd'el gefällt, zum Ausdruck, so schreiben Sie ihr mal um ein Stellschwein! — Ich will nur nicht, daß es noch andere merken — dem Brenner z. B. ist Ihr verändertes Wesen schon aufgefallen — das ist doch der reine Spürhund — die anderen machen sich schließlich noch lustig

Aber Sie als schwächenden Seladon! Seien Sie doch offen gegen mich, Wölfschen!“

Wolf stand am Fenster, die Stirn an die Scheiben gelehnt. Draußen floß der Regen in Strömen, und nur hin und wieder huschte eine vereinzelt Gestalt unter dem Schutze eines Schirmes über die Straße. Strachwitz trat zu ihm. „Was gibt's denn da so Interessantes zu sehen? Nun kommen Sie mal her und stehen Sie mir Rede!“ Damit zog er ihn mit sich und drückte ihn auf den Divan, vor ihm stehen bleibend: „Also, Sie haben das kleine Mäd'el gern?“

„Ja, ja,“ rief da Wolf, — „fragen Sie doch nicht weiter — ich weiß ja selbst nicht, was daraus werden soll; dies süße Gesicht verfolgt mich Tag und Nacht!“

„Das ist doch sehr einfach — sagte ich ihnen nicht —“

„Nein, Strachwitz, bleiben Sie mir mit Ihren Ratsschlägen fern. Wenn ich mich ihr nähere, will ich auch genau wissen, warum ich es tue, was ich will — anders niemals —“

„Also umschrieben für Heiraten! Nun, ich will Ihren Ansichten durchaus nicht entgegenreten, gebe Ihnen aber zu bedenken, daß Sie doch erst das Mäd'chen prüfen müssen, ob sie auch würdig ist, Frau von Wolfsburg zu werden, denn mir scheint, als ob Sie sich stark mit Heiratsgedanken tragen! Ein hübsches Gesicht genügt aber nicht dazu — Sie wissen ja gar nicht, ob die Kleine überhaupt richtig schreiben kann. Eine ungebildete Frau ist stets ein Hemmnis für einen gebildeten Mann und besonders für einen, wie Sie sind! — Haben Sie auch daran gedacht, daß Sie Ihre Karriere aufgeben müßten?“

„An alles,“ versetzte er gepreßt, „Strachwitz, Sie haben recht! Vielleicht werde ich von dieser törichtten Liebe geheilt, wenn ich das Mäd'chen erst näher kenne. Begreifen Sie es denn nicht, daß man ihr gut sein muß, wenn man sie nur sieht?“

Strachwitz stieß einen leisen Pfiff aus und lächelte selbstsam.

„Sie sind doch ein großes Kind, Wölfschen — gerade diese madonnenhaften Erscheinungen sind oft die raffiniertesten Koketten. — Na, ich will Ihnen wünschen, daß Sie nicht reinfallen — es wäre schade! Also kurz entschlossen — schreiben Sie, damit Sie aus diesem Hangen und Wanken herauskommen! Sie sagen mir dann auch, wie die Sache verläuft; meiner Verschwiegenheit sind Sie selbstverständlich sicher! — Ich muß Ihnen jetzt gestehen, daß auch ich mich für die Kleine interessiert hatte; sollte sie mal von mir sprechen, denken Sie nicht schlecht von mir!“

Es kam so zögernd von seinen Lippen, daß Wolfsburg ihn befremdet ansah. „Was ist denn, Strachwitz?“

„Bis jetzt habe ich Ihnen verschwiegen, daß mir das selbe wie Hartleben passiert ist. Auch ich war von ihr entzückt und versuchte es, ihr das auch zu sagen. Aber sie war sehr wenig entgegenkommend — kurz, sie hat mich ganz gehörig abfallen lassen, und dieser Augenblick war einer der wenigen unangenehmen in meinem Leben! Sie hatte so eine Art, mich mit ihren großen Augen anzusehen, und einen Tonfall in der Stimme, daß ich mir wie ein gemahregelter Schuljunge vorkam!“ Das Bekenntnis wurde ihm sichtlich schwer; er stockte öfters in der Rede und zupfte unbarmherzig an dem schönen Wärtchen, dem er sonst seine sorgsamste Pflege angedeihen ließ. Aber auch in Wolfsburgs Gesicht spiegelte sich bei jenem Bekenntnis eine unangenehme Betroffenheit wider, und unmutig sagte er:

„Daß Ihr doch so wenig Achtung vor einem allein-stehenden Mäd'chen habt, ihr eure Galanterien aufzudrängen!“

„Na, die Kleine ist vielleicht die eine von den hundert, denen man das nicht bieten darf; darin habe ich Erfahrung! — Um nochmals auf die kleine Winters zurückzukommen, was würden Ihre Angehörigen sagen, wenn Sie ihnen das süße Ding als Verwandte zuführten?“

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Markte in Genua.

In Genua ist dem aus dem Norden kommenden Fremden alles interessant. Die herrliche Lage am Meer, um dessen weites Hafensbassin die grauweiße Häusermasse der vieltürmigen Stadt sich bis hinauf auf den 350 Meter hohen festungsgetränkten Castellaccio aufbaut, die prächtigen, von einer reichen Bergangeneheit zeugenden Baläste des Adels im Innern der Altstadt, die — ein Zeichen der Zeit — gegenwärtig meistens von angesehenen Handelshäusern

eingekommen sind, die von Goldschmied und Kunstgegenständen von unermeßlichem Werte fast überladenen Gotteshäuser, nicht weniger auch die süßliche Vegetation, die dem Reisenden hier zum ersten Male grüßt, das alles verfehlt nicht, einen tiefen, nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen. Am meisten aber wird der Fremde gefesselt von dem lebhaften Volksleben, das sich hier in unverfälschter, echt italienischer Art mit allen seinen heiteren und betäubenden Seiten entwickelt wie in keiner anderen Stadt Norditaliens. Nach Geschäftsschluss am Mittag und abends erreicht es seinen Höhepunkt und nimmt ab mit Einbruch der Nacht. Ein Nachtleben wie z. B. in Frankfurt a. M. oder gar Berlin gibt es in den italienischen Großstädten nicht. Selbst das in mancher Beziehung verurteilte Neapel ist in dieser Beziehung solide. Dafür beginnt das Leben und Treiben am frühen Morgen, und wer es in seiner urwüchsigen Natürlichkeit beobachten will, veräume nicht, den Markt auf dem Piazza d'Annunziata in der Zeit zwischen früh 6—9 Uhr zu besuchen. Dieser Markt findet außer an Sonn- und Feiertagen täglich statt, beginnt morgens bereits vor 6 Uhr und ist um 10 Uhr beendet. Wie auf allen Märkten mit Lebensmitteln, so ergibt sich auch hier für Arm und Reich, Jung und Alt ein Stellbildein, bei welchem der eine Teil seine Erzeugnisse so vorteilhaft wie möglich abzusetzen sucht, während der andere dieselben möglichst billig zu erstehen trachtet. Die Verkäufer von beiden Seiten der Riviera und oben von Spennin her, sind schon lange vor Tagesanbruch zur Stelle, um einen möglichst günstigen Platz zu bekommen. Das ist bei uns ähnlich. Was aber einen italienischen Markt im allgemeinen und den von Genua im besonderen von einem in Deutschland unterscheidet, ist das Geschrei, mit welchem hier alles vor sich geht. Aus Leibeskraften schreit hier alles. Der Verkäufer schreit, noch lauter die Verkäuferin. Ihr Geschrei wird übertroffen von dem der Zeitungsverkäufer. Am lautesten aber schreien die Esel. Jeder Gemüsekarren ist bespannt mit einem Grantier, und beginnt erst einmal eines derselben mit seinem langgezogenen JA, dann fällt die ganze langohrige Gesellschaft in vollem Chöre ein. Da hilft nichts, es mag der Eselreißer zureden oder mit Schlägen begütigend einzuwirken suchen, der Höllenpektakel legt sich erst wieder, wenn die Tiere erschöpft sind, d. h. er legt sich nicht, sondern geht nur in anderen Tönen weiter. Irgendwo sind, wie das auf Märkten vorkommt, Meinungsverschiedenheiten entstanden, die mit Aufgebot aller zur Verfügung stehenden Stimmzettel ausgetragen werden. An anderer Stelle ist ein Droschkenau gelstürzt und hat durch seinen Fall auf den glatten Steinfliesen, mit denen die Straßen von Genua gepflastert sind, einen Gemüsestand in Mitleidenschaft gezogen, so daß die Ware der vorüberfahrenden Elektrischen größtenteils zum Opfer fällt, was wiederum durch leidenschaftlichen Stimmgebrauch begleitet ist. Dazwischen läßt man dann Hupen der Automobile, kurz, man versteht sein eignes Wort nicht und wer gezwungen ist, sich verständlich zu machen und nicht über die berebte Geberdensprache der Italiener verfügt, muß versuchen, das allgemeine Geschrei zu überschreien. So schreit denn alles und jedes.

Auch die freigebotene Ware ist eine andere als bei uns, und diese Verschiedenheit ist nicht allein begründet in dem Klima, das andere Erzeugnisse hervorbringt als das unsere, sondern hat zum großen Teil seine Ursachen in den Lebensgewohnheiten des Volkes. Der Italiener ist ein großer Gemüseesser. Man sagt, er lebe hauptsächlich von Polenta, Reis und Maffaroni, aber diese Genüsse kann sich nur der Bessergestellte nach Belieben leisten. Der Mann aus dem Volk mit zahlreicher Familie ist sich an Gemüse satt, und genießt Polenta und Maffaroni nur 2—3 mal in der Woche. Fleisch kommt höchstens Sonntags auf den Tisch. In der Zwischenzeit nährt er sich, wie gesagt, hauptsächlich durch Gemüse, das auf einfachste Art zubereitet, mit etwas Öl und Salz genossen wird. Dieses Menü wird beschlossen durch ein Stück trockenes Weißbrot, denn auch Butter zum Brot kennt man nicht. Dazu kommt die italienische Kochweise, die durchweg auf einen großen Verbrauch von grünem Gemüse zugeschnitten ist. Jeder, der Italien bereist hat, und irgendwo das Leben des Volkes beobachtet hat, weiß, daß ihr Haupt- und Glanzstück in der Zubereitung der „Minestra“ gipfelt. Diese Minestra ist eine Komposition, welche unsere deutsche Suppe, Gemüse und Fleisch zu einem harmonischen Ganzen vereinigt und da eine echte Minestra so teuer sein muß, daß der Pöbel drin stehen bleiben kann, und Fleisch teuer ist, so besteht sie hauptsächlich aus allen möglichen Gemüsen, wie sie gerade die Jahreszeit bietet. Infolge dieses Massenverbrauchs an Grünzeug ist die Zufuhr zum Markt entsprechend reich, groß und vielseitig. Bei uns werden Gemüse bevorzugt, welche möglichst zart sind. Ein Spargel, dessen Kopf einen grünen Anflug zeigt, ist bei uns minderwertig. Der Italiener aber ist ihn am liebsten, wenn er bereits fußlang aus der Erde gewachsen, vollkommen grün geworden ist und bitter schmeckt. Dasselbe gilt vom Blumenkohl. Man hat zwar auch viel Blumenkohl, er fehlt nirgends auf der besseren Tafel, man kann ihn auch im glücklichen Klima von Italien das ganze Jahr haben, aber im allgemeinen bevorzugt man den Broccoli. Dabei ist zu bemerken, daß man unter Broccoli in Italien etwas anderes versteht als bei uns. Wir kennen unter Broccoli einen lockeren Blumenkohl, der sich sehr spät entwickelt. Dieser geht in Italien nur als Blumenkohl und unter Broccoli versteht man hierzulande ein Gemüse mit violetten oder rosafarbenen, pyramidalen, etwas verflachten Blütenständen, der viel schärfer und kräftiger schmeckt als Blumenkohl. Uncoheure

Mengen von Cardy und Artischocken sieht man aufgestapelt und wundert sich nur, wie rasch diese Mengen ihre Käufer finden. Aber auch eine ganze Reihe anderer Gemüsearten, mit denen eine deutsche Hausfrau nichts anzufangen wüßte und die sie vielleicht entrüßtet abweisen würde, wenn man sie ihr anböte, finden ihre Käufer. Wenn es nur grün und für die Minestra brauchbar ist, wirds gekauft. Dafür ist der Verbrauch an Eisenmitteln für bleichsüchtige Damen, wie man mir versicherte, gegenüber dem in Deutschland nur gering. Wenn die italienischen jungen Damen zwar keine frische rosige Gesichtsfarbe haben — diese Eigentümlichkeit ist in der Rasse begründet —, so ist der Durchschnittsitaliener infolge der einfachen und gesunden Beföstigung ungemein kräftig. Entbehrung sieht man ihm nicht an. Kartoffeln sieht man gegenwärtig mehr als in früheren Jahren auf den italienischen Märkten. Es mögen ziemlich 20 Jahre her sein, als meine Wirtin, wenn sie am Samstag vom Wochenmarke kam, auf ihren Korb deutend, meinte: „Signor, ho anche compesato una Batate per Lei“, (Ich habe auch eine Kartoffel für Sie gekauft). Diese eine Kartoffel wird am nächsten Sonntag mittag, wenn sie auf den Tisch kam, sicher wenigstens noch einmal erwähnt und wenn ich sie verzehrt, beobachtete die ganze Familie meinen Gesichtsausdruck. Damals baute man in Italien noch keine Kartoffeln. Sachverständige behaupteten, sie wüßten wohl, setzten jedoch auch nicht die kleinste Knolle an. Kartoffeln mußten darum aus Deutschland eingeführt werden. Die Kartoffelsorten, die wir bei uns bauen, gedeihen auch heute noch nicht im Klima von Italien, aber man hat gelernt, Sorten zu züchten, welche für Italien geeignet sind und führt Kartoffeln massenhaft nach überseeische Länder und im Frühjahr sogar nach Deutschland aus. Ein Volksnahrungsmittel wie bei uns ist aber die Kartoffel in Italien trotzdem noch nicht geworden. Sie tritt gegen andere Gemüse zurück.

Es würde vielleicht interessieren, etwas über die Preise dieser alltäglichen Lebensmittel in Genua zu erfahren. Ich habe versucht, einige Angaben zu erlangen, doch kaum hatte ich hier und da gefragt, als ich mich auch schon von Verkäufern aller Art umringt sah, die ihre Waren in der temperamentvollsten Weise anboten und deren Vorsichtigkeit priefen. Ehe ich wußte, wie mir geschah, hatte ich auf einer Schulter einen Kranz roter Zwiebeln, auf der anderen eine lange Perlenkette von Knoblauch hängen und als ich versicherte, daß ich von dieser Art Früchte augenblicklich keinen Bedarf habe, wollten sie wissen, was ich eigentlich kaufen wolle. Um mich vor weiteren Judringslichkeiten zu schützen, suchte ich mein Heil in der Flucht. Mich noch einmal nach den Preisen der Marktware zu erkundigen, ohne ernstlich Käufer zu sein, habe ich nicht mehr gewagt.

* Haustiere in Neapel.

Am späten Nachmittag, als ich vom Besuch einer deutschen Familie zurückfuhr, konnte man in den Straßen, Gassen und Gäßchens Neapels zahlreiche hellodernde Feuer beobachten, an denen Risten, Maffaronikörbe, alte zerbrochene Stühle und ähnlicher Hausrat verbrannt wurde. Auf die Frage nach der Bedeutung dieser Freudenfeuer wurde mir mitgeteilt, es sei heute der Gedentag eines Heiligen. Dieser Heilige sei der Schutzheilige der Pferde. Wer Pferde besitzt und etwas auf sich hält, steckt dann zur Feier des Tages ein Feuer vor seinem Hause an. Zuvor aber seien die Pferde auf einen bestimmten Platz, mit allerlei bunten Ketten geschmückt, von der Hand des Priesters geweiht worden. — Dagegen ließ sich nichts sagen, jedes Land hat seine Gebräuche, aber man muß wissen, welches schreckliche Los die armen Zugtiere gerade in Neapel erdulden. Auf manchen heutzutage Dampfem wird, bevor sie in Neapel entressen, ein Flugblatt verteilt, in welchem die Reisenden aufgefordert werden, bei Fahrten in Neapel und Umgebung nur solche Kutscher zu berücksichtigen, deren Tiere keine äußeren Spuren von Verletzungen an sich tragen, die von roher Behandlung herrühren. Noch schlimmer wie den Pferden ergeht es den armen geplagten Eseln, die, obgleich sie ebenfalls einen Schutzheiligen haben, oft halb verhungert und mit geschundenem Körper unter fortgesetzten Mißhandlungen schwere Lasten die steilen Straßen hinaufziehen müssen. Wie zum Hohn jeder Menschlichkeit setzt sich dann noch ihr Peiniger oben auf den elenden Karren.

Eine andere merkwürdige, nur in romanischen Ländern noch übliche Erscheinung fällt dem Fremden in Neapel auf, das sind die Herden von Ziegen, die straßauf strahab getrieben und in oder vor den Häusern abgemolken werden. Die Milchversorgung durch Mähe in derselben Weise soll in Neapel noch vor 10 Jahren Sitte gewesen sein, ist aber seitdem verboten.

Sunde sieht man in Neapel selten, dafür desto mehr Kagen. Jede Familie besitzt ihre Kage und in jeder Wirtschaft oder Kaffeehaus wird wenigstens eine gehalten, meistens jedoch mehrere, die, sobald man Platz genommen hat, sich einem schmeichelnd auf den Schoß setzen, um getreibeelt und gefüttert zu werden. Dabei weiß ihr feiner Instinkt diejenigen Gäste herauszufinden, welche ihnen zugetan sind. Auch sonst verraten diese Tiere in Neapel eine besonders hohe Intelligenz. So konnte ich eine Kage beobachten, wie sie den Rhythmus der Musik im Café der Galerie Umberto durch Schwanzbewegungen mit einer Ausdrucksfähigkeit begleitete, die einem Kapellmeister Ehre gemacht hätte. H.

Blutreinigung außerhalb des Körpers.

Die amerikanischen Chirurgen sind dran und dran, eine Wunderkur zu ermöglichen, die alle übrigen Blutzustellungen amerikanischer Chirurgen, die erst für Schwindel gehalten wurden, sich dann aber als Wahrheit erwiesen, weit in den Schatten stellt, wenn sie — wirklich ausführbar wäre. Das Ziel, das ihnen dabei vorzuehrt, ist folgendes: Dem Kranken, der an irgend einer Krankheit leidet, die auf chemischer Veränderung des Blutes beruht, wird das Blut abgezogen, chemisch gereinigt und wieder eingefüllt. Ganz so weit sind sie freilich noch nicht, aber den Medizinern der Universität Philadelphia sind soeben, wie dem „Daily Telegraph“ aus New York gelabelt wird, höchst merkwürdige Versuche vorgeführt worden. Die Versuche, um die es sich dabei handelt, sind die ersten Schritte, überdies Mitglieder des Bundes amerikanischer Gesellschaften für experimentelle Biologie. Soweit es sich um den Tierkörper auf dem besten Wege zur Verwirklichung. Professor J. J. Abel, Dr. L. G. Rowntree und Dr. V. V. Turner, alle drei Lehrer an der Johns-Hopkins-Universität, führten folgenden Versuch vor: Einem Hunde (der durch Nether betäubt war) wurden an Hals und Nacken die Halshalagader (Carotis) und die Nackenvene (vena jugularis) geöffnet, dann wurden Glasröhrchen — natürlich unter besonderen Vorsichtsmaßregeln, so daß keine Luft eindringen konnte — eingeführt, und alsbald wurde durch das Röhrchen des Arterienblut in ein Glas Schlauchrohr gesaugt. Gleichzeitig strömte in die Nackenvene eine Salzlösung ein — vermittelt handelt es sich um Ringerische Lösung — die allmählich alles Blut aus dem Kreislauf des Hundes verdrängte, bis schließlich im Tierkörper nur noch die Salzlösung murrte, während das Blut außerhalb in einem künstlichen Gefäßsystem aus Glas zu sehen war. Die vorläufigen Berichte geben nur an, daß der Hund in dieser Verfassung, also ohne sein Blut, den ganzen Nachmittag über gelebt habe; ob sein eigenes Blut wieder in den Körper geleitet worden ist und das Tier am Leben ist, ist dem Telegramm nicht zu entnehmen. — In den Vorträgen zu diesem merkwürdigen Versuche setzten die drei Ärzte auseinander, man könne das Blut außerhalb des Körpers nun durch chemische Verfahren von Darnstoff, Az ton und anderen Schädlichkeiten befreien, wobei natürlich die nützliche Voransetzung ist, daß es vollständig wieder eingeleitet werden kann und die Salzlösung dann vollständig wieder verdrängt. Soweit man die Versuche vorläufig beurteilen kann, ist zu sagen, daß die Verdrängung des Blutes durch Salzlösung, ohne daß das Tier dadurch geschädigt wird, sehr wohl möglich ist, denn in Deutschland sind ähnliche Versuche bereits zu anderen Zwecken angestellt worden: wenn man die Versuche mit einem freischlagenden — also aus dem Tier herauspräparierten — Säugetierherzen ausführen will, bei denen das eigene Blut des getöteten Tieres notwendig ist, verfährt man genau so, das gewonnene Blut wird desbriniert, damit es später in dem künstlichen Kreislauf nicht gerinnt, und mittlerweile lebt das Säugetier — meistens nimmt man eine Katze — weiter, obwohl das Herz eine Salzlösung, nicht aber Blut durch die Adern treibt. Daß die kressende Salzlösung allein ein Säugetier längere Zeit am Leben erhalten kann, ist allerdings kaum glaublich, da ja bald in den Lungen der Gasaustausch aufhören müßte, wenn kein roter Blutfarbstoff mehr vorhanden ist. Freilich ist es möglich, wie vor vielen Jahren Seitner in Wien gezeigt hatte, Sauerstoff unmittelbar in den Blutkreislauf eines Tieres einzuleiten und hierdurch die Lungenatmung zu ersetzen.

Vermischtes.

* Der König von Preußen als bayrischer Schutzheliger. Bekanntlich sind die Bayern noch immer nicht gut auf Preußen zu sprechen, das Wort „Preuß!“ gilt ja in Bayern fast als Schimpfwort. Das war nicht immer so. Vor etwa 130 Jahren, zur Zeit des bairischen Erbfolgekrieges, als Preußen energisch für die Selbständigkeit Bayerns eintrat und sein Heer gegen Oesterreich aufmarschieren ließ, das Bayern einfach verschlucken wollte, war in ganz Bayern keiner so populär wie Preußens König, Friedrich der Große. Kugler erzählt hierüber folgendes: In den bairischen Bauernhäusern sah man fortan das Bild Friedrichs des Großen neben dem des heiligen Corbinian, des Schutzheiligen von Bayern; oft brannte unter beiden Bildern eine Lampe. So fand es einst ein österreichischer Offizier in einem bairischen Dorfe; er fragte, was das bedeute. Der Wirt gab zur Antwort: „Dieser da ist der Bayern Schutzpatron im Himmel, und dieser hier, Friedrich, der Preußenkönig, ist unser Schuttpatron auf Erden. Beide sind unsre Heiligen, und vor Heiligen brennen wir als gute Katholiken Lichter.“

* Menelik, der neue Salomo. Der verstorbene Negus Menelik rühmte sich, und seine Untertanen waren felsenfest davon überzeugt, daß er ein Sproß des Königs Salomo wäre. Die Art, wie er bisweilen in schwierigen Fällen das Recht zu finden wußte, läßt ihn wenigstens als geistigen Nachfolger dieses Ahnherrn erscheinen. In Abyssinien herrscht das mosaische Gesetz des Auge um Auge; wer einen andern verlegt oder getötet hat und seine Schuld nicht mit teurem Gelde ablösen kann, muß den Blut-

preis zahlen. Eines Tages waren nun, wie in der Times erzählt wird, zwei Männer damit beschäftigt, Pflaumen zu ernten; der eine saß auf dem Baum und schüttelte die Zweige, der andere stand darunter und las die Früchte auf. Wöglich brach jedoch der Ast, auf dem der Mann oben saß; dieser stürzte herunter auf seinen Gefährten und brach ihm das Rückgrat. Während der schwer Geflossene seinen Verletzungen erlag, kam der andere mit einigen Wunden davon. Die Familie des Getöteten forderte eine Geldentschädigung von 500 Mk., und da der Schuldige kein Geld hatte, forderte sie sein Leben. Der Fall wurde vor Menelik gebracht. „Gut“, sagte der Negus, nachdem er beide Parteien angehört hatte, „Ihr habt das Recht, das Leben dieses Mannes zu fordern. Aber das Gesetz stellt fest, daß der Mörder denselben Tod sterben muß wie das Opfer. Also Mettere einer von Euch auf diesen Baum (und damit wies Menelik auf einen riesigen Maulbeerbaum in der Nähe) und laßt sich von den Zweigen auf den Schuldigen herab!“ Dazu konnte sich indessen keiner von den Verwandten des Getöteten entschließen, und so war für den unfeindlichen Schuldigen Leben und auch Geld gerettet.

* Neuerer Schläger von Moritzchen. Es ist 1/12 Uhr in der Schule; der Unterricht neigt zu Ende, wenn es 12 schlägt. Der Lehrer ist mit seinem Fernrohr am Ende, er will seine 11-12jährigen Buben aber noch beschäftigen. „Nicht“, sagt der Lehrer, ich habe zwei Fragen zu stellen. Wer die erste Frage beantwortet, braucht die zweite Frage nicht zu lösen und kann sofort heimgehen. Also denkt nach. Hieran stellt der Lehrer die Frage: „Wie viel Haare hat ein Pferd?“ Muttos schamen die Jungen vor sich hin. Da erhebt das Moritzchen die Hand. Nun, Moritz, fragt der Schulgewaltige, selber geantwortet auf die Antwort, wie viel Haare hat ein Pferd? Ohne Zögern gibt Moritz die Antwort: 2999935 Haare! Aber Moritz, fragt nun erstaunt der Schulmann weiter, woher weißt du dem das so genau? Der Lehrer, sagt dieser allzu, das ist nicht, das ist die zweite Frage. ... Moritz konnte darauf sofort heimgehen zu seiner Mutter.

* Die neue Zeit. Columbus ist nach Spanien zurückgekehrt und hat Nachrichten von einem wunderbaren neuen Erdteil jenseits des Meeres mitgebracht. „Wieviel Zeilen soll ich drüber schreiben?“ frage der Berichtshatter der „Abendzeitung“ von Cadix, der den Entdecker interviewt hat. „Nichts wird geschrieben“, antwortet der Redakteur. „Mag doch der Columbus selbst dafür Reklame machen, wenn er will. Das ist sicherlich nur der neueste Knup der Terrainspekulation.“

* Mangelnder Erfolg. „Meine Mutter hat mich zu dem gemacht, was ich bin“, sagte der politische Redner und schlug sich stolz in die Brust. „Da muß sie aber daneben noch viel anderes zu tun gehabt haben“, kam eine bescheidene Stimme aus dem Winkel des Saales.

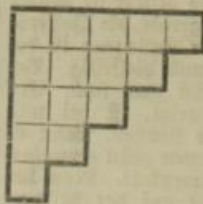
* Die teuren Eier. „Soll ich wieder eine Perle in dem Trank für Ihr Frühstück auflösen?“ fragte Charmion Cleopatra. „Nein“, antwortete die Königin. Perlen sind zu billig und gewöhnlich. Koch mir ein weiches Ei.“

Büchertisch.

— Altfränkische Bilder 1914. Mit erläuterndem Text von Professor Dr. Th. Henner, Würzburg. Verlag der Königl. Universitätsdruckerei H. Stutz N. O., Würzburg. Preis 1 Mark. Zum 20. Male tritt der Praxikalendar seinen Weg in die Welt an. Und wie immer bringt er Freude und Genuß, wohin er kommt. Der neue Jahrgang behandelt das an der Mündung der Tauber und dem Main gelegene, historisch und kunsthistorisch interessante Wertheim, verbunden mit einer biographisch interessanten Erinnerung an den fränkischen Dichter und Kulturhistoriker Alexander Kaufmann. Sodann zwei fränkische Frauenbildnisse: Die frühverheiratete Malerin Margarethe Geiger und Charlotte v. Stalb. Weiterhin zwei beachtenswerte Altäre im Würzburger Dom; ein schönes Grabdenkmal in der Kirche zu Grünsfeld, sowie das eines Gelehrten des 18. Jahrhunderts in der Würzburger Neubankirche; endlich zwei Bilder vergangener Fürstenerblichkeit: Weitzhöchheim bei Würzburg und Schönbusch bei Achaffenburg.

Magisches Dreieck.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben h o o o e i f h o o r r r r berart einzutragen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:



1. Deutschen Volkshelden Oesterreichs.
2. Figur aus dem Kartenspiel.
3. Sagenhaftes Wesen.
4. Ein Bierwort.
5. Einen Buchstaben.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer: Pammelfeule.